

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 20 (1937)
Heft: 3

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem Dritten Reich ein Konkordat unterzeichnet, das neben den allgemeinen Schutzbestimmungen der Kirche vor allem die katholischen Bekenntnisschulen, die katholischen Jugendorganisationen und Vereine usw. sichern sollte. Ferner wurde darin die ungehemmte Seelsorge in den staatlichen Jugendorganisationen und im Heere zugesichert. Damit waren der Form nach Staat und Kirche ausgesöhnt. Die katholische Kirche musste aber am Nationalsozialismus erleben, was man andernorts am Katholizismus immer wahrnimmt. Die papierene Abmachung, die Theorie stimmte nicht mit der Praxis überein. Nach wie vor standen die Dogmen von Blut und Boden (Blubo) in Widerspruch zu den artfremden Lehren eines internationalen Katholizismus. Die Feindschaft bestand weiter, und sie hat sich in der Folge noch verschärft. Wir wollen davon absehen, aufzuzählen, was sich im Laufe der letzten Jahre abgespielt hat. Da es nur einen politischen Katholizismus gibt, ist es nicht zu verwundern, wenn der Nationalsozialismus die Kirche immer wieder in die Schranken weisen musste. Wie die Stimmung in Regierungskreisen und auch weiten Kreisen des Volkes war, illustriert am besten eine Rede Görings vom 27. Juni 1934 in Köln, in der er unter anderem ausführte: «Wenn die Kirche meint, zuerst komme sie und dann das Volk, so muss ich sagen: In dem Augenblick ist auch die Konfession ein Spaltpilz. Nur dann, wenn ich jedem einzelnen die Freiheit seines Willens lasse, wenn jeder weiss, ich kann zu meinem Gott sprechen, wie ich will, dann erst habe ich die wahre Achtung vor Gott. Gott hat uns kein katholisches oder evangelisches Blut gegeben, sondern er hat uns bewusst denselben deutschen Körper mit demselben deutschen Blut geschenkt. Damit hat er eher bestimmt: Du bist Deutscher und sonst nichts.»

Die Gegensätze zwischen Nationalsozialismus und Katholizismus spitzten sich, trotz Konkordat, zusehends mehr zu. Die Aufdeckung von unlauteren Geschäften der Klöster brachte eine Menge Nonnen und Mönche ins Gefängnis und brachte dem Blubo-Dogma neue Anhänger. Perversitäten hinter Klostermauern brachten die Anhänger der «Deutschen Fruchtbarkeit» in Wallung. Eine grossangelegte Kampagne gegen den «politischen Katholizismus» war ebenfalls nicht angetan, das Ansehen der katholischen Kirche zu steigern. Schlag auf Schlag folgte, bis endlich gegen Ende des Jahres 1936 jener gewagte Schlag erfolgte, der den Lebensnerv des Deutschen Katholizismus traf. Wir meinen damit jene bedeutungsvolle Verordnung, die die Hitlerjugend zur Zwangsorganisation machte. Dadurch werden jene katholischen Organisationen aufgelöst, von denen im Konkordat von 1933 die Rede ist. Es ist verständlich, dass sich die deutschen Bischöfe reg-

ten, denn die künftige Arbeit der Kirche — die immer eine Arbeit auf weite Sicht ist — wird durch diese neue Verfügung hinfällig. Wenn die Kirche nicht mehr über die Jugend verfügen kann, wenn es ihr nicht mehr gelingt, die Jugend in religiösem Sinne zu beeinflussen, dann ist ihr Bestand gefährdet. In dieser Stunde der Gefahr, wo dem Katholizismus die treibenden und nährenden Wasser abgegraben werden sollen, wo er trotz dem «fetten Boden» zum Dahinwelken verurteilt wäre, in dieser Stunde der Gefahr erlassen die Bischöfe ein Hirtenschreiben an ihre «geliebten Diözesanen». Das Schreiben wurde in sämtlichen Kirchen Deutschlands verlesen und hat folgenden Wortlaut:

«Geliebte Diözesanen! Die Kirche wird um so kraftvoller das Dritte Reich im weltgeschichtlichen Abwehrkampf gegen den Bolschewismus unterstützen können, je mehr sie auf ihrem eigenen Rechts- und Arbeitsgebiet jene Freiheit geniesst, die ihr nach göttlichem Recht und auch nach dem Reichskonkordat zugesichert ist. Nun aber beobachten wir mit Sorge das beständige Misstrauen, das in jedem kirchentreuen Katholiken einen versteckten Staatsfeind und sogar in der rein religiösen Marianischen Kongregation einen Bund von Verschwörern vermutet. Das muss im Volk die Freude der Mitarbeit herabstimmen. Wir beobachten mit Sorge die aufdringliche Werbearbeit der sogen. Deutschen Glaubensbewegung, die den Christusglauben und das Christentum aus dem öffentlichen Leben unseres Volkes ausrotten und an die Stelle des Christentums eine aus Fleisch und Blut gewachsene Naturreligion setzen will. Diese Glaubensbewegung hatte in der letzten Zeit für ihre Werbetätigkeit und Presse, überhaupt für ihren Angriff auf das Christentum, mancherorts mehr Freiheit und mehr behördlichen Schutz als die kirchlichen Stellen für ihre Verteidigung hatten. Wir beobachten mit Sorge einen Schulkampf, der die im Reichskonkordat gewährleistete Bekenntnisschule umwandeln und die klösterlichen Lehrkräfte abbauen will. Wir bedauern ein Schulgesetz und eine Schuldiktatur, die in einigen Ländern den Willen der Eltern in der Erziehung ihrer Kinder mehr oder minder ausschalten und durch solche Einschränkungen der heiligsten Elternrechte lähmend auf die Kinderfreudigkeit der deutschen Familien einwirken. Die Bedrückung der Elterngewissen in der Schulfrage hat unerträgliche Formen angenommen. Wir Bischöfe können niemals einen Religionsunterricht anerkennen, der aus den jugendlichen Seelen den Glauben an Christus mehr ausreisst als einpflanzt, und von Lehrpersonen erteilt wird, die nicht mehr auf dem Boden der katholischen Glaubens- und Sittenlehre stehen. Wir beobachten mit Sorge, dass die

Feuilleton.

KONRAD DEUBLER,

der Bauern-Philosoph und Freidenker.

(Entnommen dem Werke seines Freundes Prof. Arnold Dodel-Port, Botaniker in Zürich, gestorben am 11. April 1908 daselbst.)

(Fortsetzung.)

Da wurde denn das Deublersche Wirthaus von der eingeschüchterten Bevölkerung in der Tat gemieden. Der Ruin stand in Aussicht. Die arme Frau wusste zunächst nicht, warum die früheren Gäste fernblieben. Sie erfuhr es dann aber, und nun fasste sie sich ein Herz und ging zu der ihr überstellten Administrativbehörde. Dieser setzte sie die Lage auseinander, flehte um Schutz gegen die Bosheit des fanatischen Gottesknechtes, — und siehe da: diese weltlichen Richter sind barmherziger als der «Sachwalter Gottes»: dieser wird von den Administrativbehörden auf eine andere Pfründe versetzt. Da jauchzte die Volksseele, wie von einem Alb befreit, hoch auf. Das Haus zur Wartburg wurde wieder besucht, immer mehr besucht. Die Bäckerei musste Tag und Nacht arbeiten, um all dem Zuspruch gerecht zu werden. Tauschmäuse, Verlobungs- und Hochzeitsfeiern wurden im Deublerschen Haus zur Wartburg gefeiert; Kirchweih- und Fastnachtsanlässe fanden im Haus des «Verbrechers» die meisten Teilnehmer. Die braven Bürger empfanden es als ihre Pflicht, dem jahrelang Unglücklichen und seinem treuen Weibe beizustehen.

Das ist das humane Kernwesen eines braven Volkes, welchem dieser Deubler angehörte. Das ist die Hoheit und der Adel des «gemeinen» Volkes, welches trotz Pfafferei und religiösem Fanatismus einiger Heissporne aus den oberen Regionen die natürliche Urkraft der reinen Menschlichkeit bewahrt hat.

Von Olmütz aus liess Konrad Deubler ein Begnadigungsgesuch nach Wien abgehen, das endlich Erfolg hatte. Am 24. März 1857 wurde er freigelassen und konnte endlich in die Heimat zurückkehren. In Goisern fand er seine Wirtschaft und Bäckerei im besten Stande und die Oekonomie finanziell wohlgeordnet. Das hatte sein braves Weib in seiner Abwesenheit vermocht.

Unmittelbar nach seiner Entlassung aus Kerker und Internierung war Deubler sehr niedergedrückt. Sein Freund Robert Kummer in Dresden riet ihm daher, auszuwandern und zu ihm nach Sachsen zu kommen, wo Deubler sich einen kleinen Besitz erwerben und ungestört leben könnte. Der Plan gefiel. Kummer hatte einen netten Platz bei Dresden gefunden; Deubler und seine Frau kamen und besichtigten ihn. Frau Eleonora aber mochte die Berge nicht missen, und so zerschlug sich die Sache. Das wackere Ehepaar blieb dem herrlichen Salzkammergut treu.

Die Frage liegt nahe, wie sich Deubler in der Folge jenen gegenüber verhalten habe, deren Fanatismus ihn und seine Genossen ins Zuchthaus geführt hatte. Er war nicht geneigt, dem verfolgungswütigen Pastor zu verzeihen und dort zu segnen, wo jener geflücht hatte. Alle Seelenleiden und geistigen Verirrungen des christlichen Volkes schrieb Deubler der Klerisei zu. Seine eigene Verfolgung, die ihm vier Jahre der Freiheit aus dem Leben ge-

heranwachsende Jugend dem Seelsorger und der Kirche entfremdet wird und in vielen Arbeitslagern nicht einmal ihre Sonntagspflicht erfüllen kann, ohne dem Spott der Kameraden zu verfallen. Wir beobachten mit Sorge, wie die Ehrfurcht vor der christlichen Religion zerstört wird, wie Gotteslästerungen und Verhöhnungen katholischer Glaubenslehren und Einrichtungen verbreitet werden, wie überhaupt in der öffentlichen Aussprache ein Ton einreißt, der für das Aufbauwerk des Führers keine Hilfe und für den deutschen Namen keine Ehre bedeutet. Wir beobachten mit Sorge, wie planmässig zum Austritt aus der Kirche gehetzt wird, wie im besonderen auf die kirchentreuen Beamten und Angestellten der Bewegung mit allen Mitteln, sogar durch wirtschaftlichen Druck, eingewirkt wird, ihre Kinder aus der Bekenntnisschule zu nehmen und selber aus der Kirche auszutreten und so am Gelöbnis ihres Firmungstages zum Verräter zu werden. Wir verstehen, dass der Freiheit Grenzen gezogen werden müssen dort, wo sie zu staatsfeindlichen Unternehmungen, oder nach dem biblischen Wort (1. Petr. 2, 16) als «Deckmantel der Bosheit» missbraucht wird. Wir können aber nicht verstehen, warum die Freiheit des Gottesdienstes und der Seelsorge, die Freiheit der kirchlichen Predigt, die kirchliche Versammlungs- und Pressefreiheit eingeschränkt werden sollen. Wir Katholiken werden bereit sein, trotz des Misstrauens, das man uns entgegenbringt, dem Staate zu geben, was des Staates ist, und den Führer in der Abwehr des Bolschewismus und seinen andern Aufgaben zu unterstützen. Wir müssen aber verlangen, dass der Jugend und dem Volk nicht mehr vorgeredet wird, nach Ueberwindung des Bolschewismus, des ersten Staatsfeindes, werde die katholische Kirche als zweiter Staatsfeind an die Reihe kommen. Wir müssen für das kirchliche Rechts- und Arbeitsgebiet jene Freiheit fordern, die im ersten Artikel des Reichskonkordates für die «öffentliche Ausübung der katholischen Religion gewährleistet» wurde.

Geliebte Diözesanen! Eure Bischöfe haben euch einige ihrer Sorgen dargelegt. Wir werden von den Wahrheiten unseres heiligen Glaubens kein Jota preisgeben und für die unveräusserlichen Rechte unserer heiligen Kirche immer einstehen. Dabei wollen aber eure Bischöfe ebenso fürchtlos und mit ihnen alle treuen Katholiken die Ehrfurcht vor der staatlichen Autorität bekennen und, was an uns liegt, mit dem Staat in Frieden und Vertrauen zusammenarbeiten. Auch dort, wo wir die Eingriffe in die Rechte der Kirche zurückweisen, wollen wir die Rechte des Staates auf staatlichem Gebiet achten und am Werk des Führers auch das Gute und Grosse sehen.»

strichen hatte, war letzter Endes auf religiöse Intoleranz und pfäffischen Fanatismus zurückzuführen. So blieb er allen Pfaffen gegenüber ein konsequenter Gegner, denen er vorsichtig aus dem Wege ging, wo es tunlich war. Den anderen aber, die, von geistlichem Fanatismus irre geleitet, als «Laien» an Deubler gesündigt hatten, trug er keinen Groll nach, sondern bemitleidete sie.

Nehmen wir die Dinge, wie sie sind!

Schauen wir dabei nicht zu oft in die Vergangenheit, sondern als praktische Philosophen in die Zukunft! Allmählich wird auch das Veraltete, Unbrauchbare durch Neues, Besseres verdrängt: das ist unsere Zuversicht für die kommende Zeit. In der Hoffnung auf bessere Zukunft wollen wir uns die Gegenwart nicht mit dem Hass und Ingrim über erlittenes Unrecht verbittern. Das Letztere vergessen und das Würdigere anstreben — das ist Philosophie!

So dachte Deubler, und darnach richtete sich sein Handeln.

Kurz nach Wiedererlangung seiner Freiheit kaufte er sich nahe beim Dorf Goisern — in Lassern — ein Bauerngut samt zugehörigen Gebäulichkeiten. Er wurde also auch Landwirt und hat als solcher jedenfalls rationell gewirtschaftet; denn sein Wohlstand wuchs nun zusehends von Jahr zu Jahr, zumal seine Wirtschaft zur «Wartburg», die er weiterhin betrieb, nach wie vor gut besucht war.

Er war und blieb der alte beliebte, geistreiche Gesellschafter, der Mann mit dem geraden Herzen, der gute Ratgeber und Hilfspender; sein Humor erwachte wieder; Deubler fährt in seiner geistigen Tätigkeit fort, wo er vor seiner Kriminalisierung aufgehört hatte: er kauft wieder Bücher, abonniert wieder Zeitungen und Wo-

Wir haben die Sorgen der deutschen Bischöfe hier wieder gegeben, weil sie am besten dartun, wie die Lage des deutschen Katholizismus in Wirklichkeit ist. Nach dem Umständen zu schliessen ist anzunehmen, dass die Sprache sehr gemässigt ist. Man hofft, nach altem Rezept den Nationalsozialismus wieder freundlich zu stimmen, indem man ihm aufs neue die Unterstützung im Kampfe gegen den Bolschewismus zusichert. Wir wollen diesen Hirtenbrief nicht eingehend kommentieren. Dazu fehlt uns der Raum und, sagen wir es offen, es fehlt uns auch an der Freude dazu. Wir können uns als Demokraten weder mit dem Lubo-Dogma noch mit der christlichen Lehre befreunden, doch ein Wort möchten wir noch der Marianischen Kongregation widmen, von der es im Hirtenbrief heisst, dass man «sogar in der rein religiösen Marianischen Kongregation einen Bund von Verschwörern vermutet». Wie uns aus dem Munde genommen! Das Misstrauen, das das Dritte Reich den kirchentreuen Katholiken entgegenbringt, kommt nicht von ungefähr. Wer den Katholizismus kennt, muss diese «versteckte Staatsfeindschaft» bejahen. Aus der schüchternen Aeusserung der Bischöfe geht deutlich hervor, dass man über Rosenberg hinaus diese Staatsgefährlichkeit erkannt hat. Wenn man, um mit den deutschen Bischöfen zu sprechen, «in der rein religiösen Marianischen Kongregation ein Bund von Verschwörern vermutet», so ist dies nicht weit daneben gegriffen. Die Marianische Kongregation ist eine Schöpfung der Jesuiten, und der Jesuit Hugger sagt, entgegen den deutschen Bischöfen: «Die Kongregation ist keine fromme Bruderschaft. Sie ist etwas wie ein jederzeit schlagfertiges Kriegsheer.» Bereits 1584 fand die Marianische Kongregation die Anerkennung des Papstes und des Jesuitengenerals. Der letzte Zweig dieser Kongregation stellt die Katholische Aktion dar, in der allerdings der Ordenscharakter verloren gegangen ist, die aber unter der altbewährten Führung der Marianischen Kongregation steht. Wir sind z. B. auch in der Schweiz durch die Katholische Aktion ganz unter Marianischer, d. h. jesuitischer Kontrolle!

Was soll nun werden in Deutschland? Die Kirchenfürsten Deutschlands waren zu Verhandlungen in Rom. Eine Kündigung des Konkordates? Das hiesse ja offene Türen einrennen, denn das Konkordat ist praktisch schon längst gekündigt. Es bleibt vorderhand abzuwarten, wie sich der Weg weiter gibt. Ob der Fels Petri die Angriffe des Nationalsozialismus abweisen kann, das wird die nächste Zeit lehren. Momentan wäre es verfrüht, zu behaupten, die Kirche werde unterliegen. Sie hat, wie sie sich immer brüstet, alle Reiche überdauert, und es ist sehr unwahrscheinlich, dass sie das tausendjährige Dritte Reich nicht auch überdauern wird, sind

chenschriften, bleibt aber in seinen Aeusserungen über politische und religiöse Dinge immer etwas vorsichtig.

Anfang der Sechziger Jahre vertiefte sich Deubler noch mehr als vorher in die Werke **Ludwig Feuerbachs**, an denen sein junggebliebener Geist in flammender Begeisterung zu naturwissenschaftlichem Materialismus sich erhob, in dessen Vorhallen ihn Rossmässler eingeführt hatte. Kein Autor des letzten Jahrhunderts hat auf den Bauernphilosophen solch nachhaltigen und bildenden, abklärenden und festigenden Einfluss ausgeübt wie Ludwig Feuerbach. In der glühenden Esse des Feuerbach'schen Kritizismus ist Deublers philosophische Weltanschauung von den letzten Schlacken gereinigt worden. Da ist kein Rückfall mehr möglich; von 1862 an zählt Deubler zu den konsequenten Materialisten. Sein logisches Vermögen erhält die abschliessenden Organe; er entäussert sich aller metaphysischer Anwendungen und hat für den Theismus und Spiritualismus nur noch ein überlegenes Lächeln des Mitleids.

In der Befriedigung und Glückseligkeit, welche Deubler sich aus den Werken Feuerbachs geholt, finden wir denn auch die ersten Keime zu jener Annäherung, aus welcher späterhin der herrlichste Freundschaftsbund auf dem Lebenswege Deublers entsprossen ist. Sie wurden intime Freunde. Jeder war für den andern eine ereignisreiche Entdeckung: Deubler, der sinnige und denkende Freund der Natur und wissenschaftlicher Forschung, hatte in Feuerbach den naturwissenschaftlichen Denken gewöhnten Philosophen entdeckt und dieser in seinem Deubler den naturwissenschaftlichen Denken gewöhnten, kerngesunden Naturmenschen.

doch von diesen tausend Jahren erst deren Viere verflossen. Ob sie aber die heutigen Angriffe abweisen wird oder nicht, etwas bleibt doch «hängen», und die Wunde wird nie mehr vernarben. Wotan oder Vatikan, darüber wird die Zeit entscheiden!

Leox.

Das astronomische Weltbild.

Tiefe Zusammenhänge bestehen zwischen Sternenhimmel und Menschheit, und das Kulturleben aller Völker ist mit dem gestirnten Himmel aufs innigste verbunden. Mehr und mehr wird bei grosszügigen, umfassenderen historischen Forschungen, bei bestimmten geschichtlichen Untersuchungen, auch die Vorstellung vom Weltgebäude berücksichtigt, die in verschiedenen Zeitabschnitten bei den einzelnen Teilen der Menschheit herrschte. Das jeweils herrschende Weltbild beeinflusste stets weitgehend auch das kulturelle Leben. Allein die Tatsache, dass nur mit Hilfe des Sternenhimmels, durch den regelmässigen Gang der Gestirne, die Schaffung einer genauen Zeiteinteilung möglich und damit eine der wichtigsten Bedingungen für die kulturelle Entwicklung seit altersher gegeben war, lässt erkennen, wie nah sich Menschheitskultur und Firmament berühren. Aber die über die Bewegung der Weltkörper weiter hinausgehende Erforschung des Himmels, die langsam errungene Erkenntnis, dass die Fixsterne nicht goldene Nägel in der Himmelslocke, sondern ferne, leuchtende Sonnen sind und unsere Erde nur ein Stäubchen im All, musste sich naturgemäss auch auf Weltanschauung und Religion auswirken, musste alte Ueberlieferungen erschüttern und festwurzelnde religiöse Vorstellungen ins Wanken bringen. «Keine Religion», sagte deshalb der alte Bebel sehr treffend, «besitzt das Privilegium, der in der Kultur fortschreitenden Menschheit auf die Dauer zu genügen, und für jede kommt der Zeitpunkt, wo sie mit den Kulturbedürfnissen der Menschheit in Widerspruch tritt, weil sie selbst ein vorübergehendes Produkt einer bestimmten Kulturperiode ist.»

Wie nahezu alle grossen Errungenschaften der Menschheit, so ist auch der Weg zum modernen astronomischen Weltbild mit Blut und Opfern bedeckt. Langsam, unendlich langsam nur gelang es, der Wahrheit Bahn zu brechen. Schon vor rund 2400 Jahren hatten Pythagoras und Philolaos gelehrt, dass die Erde nicht unverändert im Raum feststeht, sondern sich in 24 Stunden um ihre Achse dreht. Der grösste griechische Mathematiker, Aristarch von Samos, ging noch weiter und erklärte den Wechsel der Jahreszeiten durch eine jährliche Reise der Erde um die Sonne. Diese Lehren fanden damals aber keinen Anklang und fielen bald in Ungnade.

Wir begreifen nun, warum diese beiden im Bildungs- und Schicksalsgang so grundverschiedenen Männer ein geistig Band zu wirken und knüpfen vermochten, das seinesgleichen im Leben grosser Menschen kaum aufzuweisen hat. Wir begreifen auch, warum Deubler hauptsächlich von Naturforschern und Naturfreunden aufgesucht und verehrt ward: Feuerbach gab seiner Weltanschauung und Naturbetrachtung die endgültige Richtung. Beide wurden erst recht glücklich, als sie «das abstrakte Vernunftwesen, dem sinnlichen Wesen der Natur und Menschheit vertauscht hatten.» Feuerbach hatte diese Wandlung früher durchgemacht als Deubler. Seine Werke läuterten die Gedankenwelt des schlichten Bauern und brachten sie zu einer Reife, die sich ohne jene nicht in diesem Masse vollzogen hätte. Was ist nun natürlicher, als dass Deubler seinen Wohltäter als seinen Lehrer und geistigen Befreier hoch verehrte!

Sobald Deubler in seinem alten Nest wieder erwarmt war und seine ökonomischen Verhältnisse geregelt sah, regte sich in ihm auch wieder die alte Wanderlust. Seine Reisen brachten ihn nach Dresden, Berlin, Potsdam, Weimar und nach der Schweiz.

Im Jahre 1864 kaufte Deubler auf dem Primesberg bei Goisern das später so berühmt gewordene Alpenhäuschen nebst Garten und Wiesen, Wald und Ackerfeld. Wohl blieb er noch einige Jahre im Dorfe Goisern wohnhaft; aber dort droben, an den sonnigen Halden und auf der blumigen Terrasse schuf er sich nach und nach jenes idyllische Heimwesen, wie es in ganz Oesterreich kein zweites gibt: das alte Haus dasselbst ward zur Burg «Malepartus» umgewandelt, in welche der Fuchs seine Sommergäste einlogierte, bis er selbst

Aristoteles hätte sich dagegen ausgesprochen und behauptet, dass die Erde fest im Mittelpunkt des Weltalls stehe. Claudius Ptolemäus hatte dann später auf Grund dieses geozentrischen Weltbildes die Bewegungen der Planeten am Himmel durch ein kompliziertes System von Zykeln und Epizykeln zu erklären versucht. Ungefähr 1400 Jahre war dieses Weltbild das allgemein herrschende. Bei der Kirche fand diese astronomische Lehre Anerkennung und Unterstützung, da sie sich trefflich mit der religiösen Auffassung deckte. Wie konnte es auch anders sein, als dass der Mensch, das «Ebenbild Gottes», auf dem Mittelpunkt der Welt wohnt, um den sich als treue, untergeordnete Trabanten Sonne, Mond und Sterne bewegen. Nicht um ein Stäubchen im Kosmos, sondern um das Zentrum, das Herz der Welt musste es sich handeln, auf welchem sich das Drama der Erlösungsgeschichte des Menschen abspielte, an welchem der Sohn des Allmächtigen selbst beteiligt war. Diese menschliche Eitelkeit, dieser durch eine bestimmte religiöse Weltbetrachtung gezüchtete Mittelpunktswahn hatte sich tief eingefressen in den Geist der Zeit. Die Anfang des 17. Jahrhunderts immer weiter um sich greifende Lehre des Kopernikus, dass nicht die Erde, sondern die Sonne im Mittelpunkt unseres Planetensystems stehe, ist deshalb der Wirkung eines Tornados oder eines Erdbebens von unfasslichen Ausmassen in der Geistesgeschichte der Menschheit gleichzusetzen. Ein Umschwung des Denkens trat ein, der die festverankertsten Begriffe ins Wanken brachte.

Galilei, der grosse italienische Physiker und Mathematiker, richtete im Jahre 1610 das damals gerade erfundene Fernrohr zum erstenmal auf den Himmel und fand dabei neue Beweise für die kopernikanische Lehre. Einer der wichtigsten war z. B. die Entdeckung des Phasenwechsels des Planeten Venus, woraus der Umlauf dieses Weltkörpers um die Sonne und damit auch seine je nach der Stellung verschiedene Beleuchtung ersichtlich ist. Wie sehr dem grossen Forscher bei diesen Beobachtungen das Herz vor Erregung gepocht haben mag, kann man sich heute, wo ein Fernrohr et was Alltägliches ist, kaum noch vorstellen. «Ich bin», schrieb Galilei im Jahre 1610, «vor Verwunderung ganz ausser mir. Dass der Mond ein der Erde gleicher Körper sei, konnte ich schon mit einem unvollkommenen Fernrohr nachweisen. Mit dem trefflichen Instrument, mit dem ich jetzt versehen bin, erblicke ich eine Menge nie gesehener Fixsterne. Auch weiss ich jetzt, was die Milchstrasse ist, über die sich die Weisen zu allen Zeiten gestritten haben. Was aber alles übersteigt, das sind die vier Monde, deren Vorhandensein und deren Bewegung ich entdeckt habe. Diese Monde bewegen sich um den Jupiter, ähnlich wie sich Merkur, Venus und die übrigen

dort Wohnung nahm. Später baute er ein Atelier dazu, errichtete dort nach Feuerbachs Tod dem vergötterten Freunde ein Denkmal und schuf ein ganzes Museum für Wissenschaft und Kunst.

Damals betrieb Deubler auch seine Rehabilitierung. Er wollte auch wieder aktiv in das bürgerliche Leben seiner Heimatgemeinde eingreifen. Er wurde denn auch nach siebenjährigem Wohlverhalten wieder in seine bürgerlichen Rechte und Ehren eingesetzt. Zwei Begebenheiten, welche fast wie kleine Märchen aus Deublers Lebensgang herauslachen, ein freundliches Licht voll höchster Genugtuung über die dunkeln Schattenpartien des seltsamen Gemäldes werfend, fallen in das Jahr 1868. Die eine davon betrifft die Abordnung Deublers zur Audienz beim Kaiser in der Hofburg; die andere ist ein Brief an Deubler, in welchem diesem von Friedrich Hofmann, dem Redaktor der «Gartenlaube», der Plan vorgelegt wird, die Person des Bauernphilosophen noch bei Lebzeiten zu dramatisieren.

Leider ist aus dem kühn entworfenen Plane Hofmanns nichts geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Freigeistiger Merkspruch.

Des Lebens Feinde sind nicht Sorgen und Mühen, Verluste und Unglück; sie sind im Gegenteil seine grössten Verbündeten. Des Lebens Feinde sind die feuchten Nebel des Geistes, wo es weder Schatten noch Licht gibt.

Dr. Nansen.